

Der Besuch : eine Geschichte

Autor(en): **Scherer, Joh.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 3

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Besuch

Eine Geschichte von Joh. P. Scherer

Hört: heute will ich euch eine Geschichte erzählen, die ich von einem alten Mann vernommen habe. Es ist eine ganz kleine Geschichte, und sie handelt von einer stillen Tat. Aber es ist ja wohl so, dass die grossen Taten oft nichts anderes als laute Taten sind, und dass das wirklich Grosse sich nur im Stillen begibt. Und oft sogar nur zwischen zwei Menschen.

Um aber auf diese Geschichte zu kommen, die der alte Mann mir eines Abends erzählt hat: Vor vielen Jahren, so begann er, wohnte ich im Niederdorf, in einem kleinen und armseligen Zimmerchen. Es war mir schon oft nicht gut gegangen. Damals aber ging es mir ganz besonders schlecht. Ich hungerte, fror und sah keinen Ausweg. Vielleicht war ich sogar ein wenig krank, ich weiss das nicht mehr. Jedenfalls aber fiel ich immer tiefer und wusste mir nicht mehr zu helfen. Und als mich damals meine Freundin, meine erste Freundin, verliess, da schien mir, das Dunkel um mich verdichte sich immer stärker und verhänge alle Wege. Ich hatte genug. In meiner seltsamen, fiebrigen und verzweifelten Stimmung, die jeden Funken von Lebensmut und Hoffnung verlöschte, sah ich nur noch einen Weg: ein Ende zu machen.

Ich weiss wirklich nicht mehr, ob ich damals ein Ende gemacht hätte, wäre mir nicht etwas Unerwartetes dazwischen gekommen. Möglich ist es. Es mag schon mancher junge Mensch im Zustand der Hoffnungslosigkeit etwas getan haben, das sich nicht mehr ungeschehen machen lässt. Und ich war wirklich in einer schlimmen Verfassung, mich beherrschte nur noch ein Gedanke und ein Verlangen: endlich Ruhe zu haben. Und daraus entstand der Entschluss, mit diesem Leben aufzuhören, das mir keinen Weg mehr offen liess. Aber in dieser seltsam-verzweifelten Stimmung spürte ich doch noch den Wunsch, etwas Gutes zu tun, bevor das Unvermeidliche geschehe. Darum verkaufte ich meine alte Schreibmaschine, und von dem Geld, es war sehr wenig, erstand ich einige Lebensmittel. Und dann machte ich meinen letzten Besuch.

Im gleichen Haus nämlich, in dem ich wohnte, lebte im obersten Stock, in der Mansarde, eine Frau, die schwer krank war. Vermutlich litt sie an

Tuberkulose. Denn schon ihr Mann und ihre Tochter waren an dieser Krankheit gestorben. Weil sie sich aber davor scheute, von der öffentlichen Fürsorge etwas anzunehmen, lebte sie von dem, was ihr die andern Hausbewohner brachten. Diese verstanden und respektierten ihren Wunsch, dass niemand ausser dem Haus von ihrer Not erfahren möge. Es waren ja ebenfalls arme Leute, und sie begriffen darum sehr gut, dass die Frau in dem Haus, in welchem sie glücklich gewesen war, auch ihre letzten Wochen verbringen wollte.

Zu dieser Frau also ging ich eines Abends. Ich kannte sie nicht näher, hatte aber oft von ihr gehört. Unter dem Arm trug ich das Paket mit den Esswaren.

Sie lag im Bett. Ein wenig befangen ging ich durch das muffig riechende Zimmer und legte die Lebensmittel auf den Tisch. «Man hat mir von Ihnen erzählt», sagte ich, «ich wohne nämlich schon ein Jahr im Parterre, und da habe ich gedacht...» Verlegen verstummte ich. Es kam mir alles so dumm und überflüssig vor, was ich dieser Frau da erzählen wollte.

«Vielen Dank», erwiderte sie, «das ist sehr lieb von Ihnen. Ich freue mich immer, wenn ich Besuch bekomme. Wissen Sie, ich bin so viel allein, darum plaudere ich gern. Aber wollen Sie sich nicht setzen?» Sie zeigte auf den Stuhl neben dem Bett.

Ich setzte mich linkisch und wusste nichts zu sagen. Mein Kopf war ja angefüllt mit meinen eigenen Sorgen, darum fühlte ich mich unfähig, über irgend etwas unbefangen zu plaudern. Auch die Frau schwieg und ich spürte, dass sie mich musterte.

Ich sah zu Boden, ich sah ihr Gesicht nicht, nur die Bettdecke und die mageren, blassen Hände, die wie ängstliche kleine Tiere aussahen. Neben mir war ihr rasselnder Atem. Manchmal hustete sie.

So sass ich stumm neben dem Bett, wusste, dass ich etwas hätte sagen sollen und fand doch keine Worte. Die Dämmerung verwischte alle harten Konturen, die Fenster schimmerten bleich im dunkelnden Tag.

Auf einmal sprach sie. «Sie haben Kummer, nicht wahr? Es geht Ihnen nicht gut? — Sie sollten nicht traurig sein. Wenn man jung ist, kann man immer hoffen.»

Und als ich diese freundliche und mütterliche Stimme hörte, da konnte ich nicht länger schweigen, und ich erzählte ihr, wie schlecht es mir gehe,

wie alles um mich herum zusammengebrochen sei und dass ich gewillt sei, Schluss zu machen.

Die Frau liess mich reden. Sie unterbrach mich nicht, sie stellte keine Fragen.

Dann schwieg ich und wartete, und mir schien, ich hätte nun alles in ihre Hände gelegt. Ich war ruhiger geworden und mein Entschluss bedrückte mich nicht mehr so sehr.

Als ich nicht weiter sprach, da begann sie leise zu reden. Ganz einfach und ohne grosse Worte. Sie war ja selbst eine einfache Frau, die in der Welt ihrer kleinen Familie aufgegangen war. Aber vielleicht hatte sie in der langen Zeit ihrer Einsamkeit über vieles nachgedacht und besser verstehen gelernt. Und ihre Worte schienen mir wie kühlende weiche Hände: «Sie sollten nicht verzweifeln. Sie sind ja noch jung. Sie sagten, Sie hätten überhaupt nichts mehr. Dabei haben Sie noch alles: Ihr Leben. Und das Leben ist doch schön. Sehen Sie, ich bin krank und allein, mein Mann und meine Tochter sind tot; ich weiss auch, dass ich nicht mehr lange zu leben habe. Und doch lebe ich noch gern. Warum sollten Sie aufgeben? Solange man lebt, muss man sich wehren. Und gerade darum ist es schön. Es wartet noch viel auf Sie. Morgen kann alles schon viel froher aussehen. Wollen Sie mir nicht versprechen, dass Sie nichts Dummes tun werden?» Ich antwortete nicht. Gewiss, ich spürte, wie recht die Frau hatte, aber ich

war zu verkrampft, um mich aus meinen bedrückenden Gedanken lösen zu können. Und doch spürte ich eine leise Erleichterung, fühlte ich mich schon ein wenig besser. Schwerfällig stand ich auf. «Ich muss Sie leider verlassen», sagte ich und wich ihren angstvollen Blicken aus. Dann reichte ich ihr die Hand und ging.

Auf der Treppe aber überfiel mich plötzlich die Erinnerung, warum ich zu der Frau gegangen war: um ihr zu helfen. Um noch etwas Gutes zu tun. Sie aber, arm und krank, war dennoch reich genug gewesen, mir viel mehr zu geben: Trost und Erleichterung. Und gerade dies, dass diese arme Frau mir so viel hatte schenken können, schien mir auf eine seltsame Art tröstlich. Auf einmal erkannte ich, dass es sich lohnte, zu leben. Man durfte nur nicht feige sein und sich selber bemitleiden. Ich kehrte um und ging wieder die Treppe hinauf. Ohne anzuklopfen öffnete ich die Türe und sagte: «Ich bin sehr froh, dass ich zu Ihnen gekommen bin. Sie haben mir viel gegeben: Mut und Vertrauen. Ich glaube, ich darf Ihnen versprechen, dass ich durchhalten werde.»

Und als ich dies sagte, begannen ihre Augen froh und glücklich zu schimmern. Lächelnd erwiderte sie meinen Abschiedsgruss.

Ich biss mich durch. Immer, wenn ich glaubte, es gehe nicht mehr weiter, dachte ich an die Frau in der Mansarde. Und es ging von neuem.

Eine Stelle kühler Erde

Wartet, bis ich rasten werde.

Ein schmale, dunkle Mulde

Harrt, dass ich mich drin gedulde.

Eine Handvoll brauner Krume

Deckt verdorrte Lebensblume.

Und vielleicht ein Kreuz dazu

Ragt noch über Grab und Ruh,

Bis auch dies vermorscht, dahin,

Und ich ganz vergessen bin.

EREINST

K. Kuprecht